

(Nachdruck verboten.)

20]

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bod.

Kinder und Enkelkinder hatte sie vor sich her sterben sehen, die Heiterkeit, die ihr ganzes Wesen durchdrang, brach immer wieder siegreich hervor, sie half ihr langes Siechtum ertragen und begleitete sie in die Ewigkeit, denn mit einem Nächeln auf den Lippen schlummerte sie hinüber. Sie war des Schneiders erste und einzige Liebe. Wenn sein Sohn, der als Postbeamter im Elsaß stand, die Eltern besuchte und das Heirats Thema aufs Tapet kam, pflegte sein Vater zu sagen: „Ich hab' nix degegen, wann Du Dich beweist, aber mach mir's erst einmal nach und such Dir eine Frau, wie ich sie hab.“ Dabei zog er seine Ammergret*) zärtlich an sich. Nun hatte er sie begraben müssen.

Sein Geschäft hatte der Meister verkauft. Danach ging er mit der Absicht um, seinen Wohnsitz nach Niederweisel zu verlegen, wo seine Tochter an einen Sattler verheiratet war. Später gab er den Plan wieder auf, bezog den oberen Stock seines Hauses, den er vormem vermietet hatte, und nahm ein „gefeßtes Mädchen“ in Dienst, das ihm den kleinen Haushalt führte. Der Fried, der jetzt unter des neuen Brotherrn Regiment drunten in der Werkstatt schaffte, kam am Feierabend herauf, stets aufs freundlichste empfangen.

Nach Wochen tiefster Niedergeschlagenheit nahm der Meister seine historischen Studien wieder auf. Damit auch der Fried etwas davon profitierte, trug er ihm die hessische Geschichte aus dem Mittelalter vor.

Nach solchen historischen Ausflügen kehrten des Meisters Gedanken immer wieder zu seiner Frau zurück. Der Fried begriff das wohl, denn er hatte reichlich Gelegenheit gehabt, sich an der reinen Menschlichkeit der Abgeschiedenen zu erfreuen. Als Lehrling hatte sie ihn oftmals in die Krachenburg geschickt, einer armen Familie das Essen zu bringen, die früher bessere Tage gesehen hatte und am Hungertuch nagte. Wie vielen sie im stillen wohlgetan, gewahrte man erst bei ihrer Beerdigung, wo die Stadarmen, Männer und Frauen, weinend ihr Grab umstanden.

„Sie hatt' das Herz auf'm rechten Fleck,“ sagte der Meister weich.

Und er rollte vergangene Zeiten auf, da er, durch die grünen Gefilde der Jugend wandernd, der Geliebten Bekanntschaft machte.

Das war in Wehlar. Dort besaß ihr früh verwitweter Vater ein Häuschen, das höchst malerisch aus der alten Stadtmauer herauswuchs. Darin betrieb er eine Bierwirtschaft, der es an genügendem Zuspruch fehlte. Erst als seine hübsche Tochter aus Braunsfeld heimkehrte, wo sie bei einer Tante erzogen worden war, kam mehr Leben in die Schenke. Die Ammergret reichte jedem freundlich dar, was er beehrte, verbat sich aber die Zudringlichkeiten gegen ihre Person, die rüde Patrone in einem Lokal mit weiblicher Bedienung als ihr gutes Recht in Anspruch nahmen. Die abgeblitzt waren, mieden das Haus und hielten auch andere zurück, dort zu verkehren. Schließlich blieb nur noch ein Trio übrig, auf das der Wirt als Stamm rechnen durfte: ein Katasterbeamter, ein Buchbinder und Unverzagt, der Schneidergesell. Die drei waren ernsthaft in die Ammergret verliebt, sie beschloßen jedoch, sich miteinander zu vertragen und ohne Murren zurückzutreten, dafern einer von ihnen sich rühmen könne, das Herz der Schönen gewonnen zu haben.

Kalkfater und Fuchschwänger redeten dem Vater der Ammergret vor, seine Tochter passe nicht in die Wirtschaft, da gehöre eine minder zimperliche hinein; wolle er nicht den letzten Gast verlieren, solle er gleich nach einer adretten Person Umschau halten. Also beunruhigt und aufgestachelt, glaubte der Witmann von dreißigjährigen Jahren einen Gentiestreich vollführen zu müssen. Er spannte dem Besitzer einer starkbesuchten Kneipe die festsche, beliebte Kellnerin ab und setzte sie nach Jahresfrist als Hausfrau ein. —

Wenn etwas imstande war, die Neigung Unverzagts, des Schneidergesellen, zur Ammergret zu befestigen, so war's ihr Benehmen gegen die nur um zwei Jahre ältere Stiefmutter. Höchst abgestoßen durch deren leichtfertige Art, ließ sie ihr Gefühl für das Schickliche doch keinen Augenblick vergessen, daß es die Frau ihres Vaters war, der sie gegenüberstand.

An einem linden Frühlingsabend stieg der Schneidergesell, wie er öfters tat, zur Burgruine hinauf, die das altberühmte Städtchen überragt, und genoß den Blick auf das liebliche Tal, den Fluß und die waldreichen Höhen. Da er den wohlerhaltenen Bergfried umschritt, entdeckte er die Ammergret, in Gedanken verloren. Er rief sie beim Namen. Jetzt erst bemerkte sie ihn. Er ließ sich an ihrer Seite nieder, und ihm war, als wüchsen ihm Flügel und er trüge die Geliebte weit fort zu der blauen Halde, auf der noch der Goldglanz des Tages lag. Dort wohnte das Glück in demantemem Schoß und bot ihnen eine Freistatt an. Und er umschlang sie, und sie widerstrebte nicht. Befeligt fühlte er, daß ihr Schicksal nun in seinen Händen lag. Sie offenbarte ihm, daß im Vaterhaus kein Weiben mehr für sie sei, daß sie wieder zu ihrer Tante wolle, die Mutterstelle bei ihr vertreten. Er bestärkte sie in ihrem Voratz und sagte, er hege die Absicht, seinem Meister zu kündigen und in seinem Heimatstädtchen ein eigenes Geschäft zu begründen. Sie solle sich noch ein Weilchen gedulden. Ueber ein Vierteljahr gedenke er nach Braunsfeld zu kommen und sie als seine Geliebte heimzuführen. Und so geschah's. Auf der Hochzeit erschienen unter honesten Gästen auch der Katasterbeamte und der Buchbinder. Beide blieben unbeweibt. Als der Buchbinder in den besten Jahren einer ansteckenden Krankheit zum Opfer gefallen war, stellte sich bei Eröffnung seines Testaments heraus, daß er die Kinder der Ammergret zu Erben eingesetzt hatte. —

Also erging sich der Meister im Garten seiner Lebens- und Liebeserinnerungen.

Der Fried aber faßte sich ein Herz und erzählte nun auch, was er daheim erlebt und erlitten hatte. Dabei holte er weit aus, bog vom Hauptweg in allerlei Seitensträßchen ab, ohne daß sein Gönner die Geduld verlor. Als er zu Ende gekommen war, sprach der Meister: „Ich geb' zu, Fried, sie haben Dich ordentlich in der Scher gehabt. Was ein richtiger Schneider is, der läßt sich so leicht net niederbügeln. Bei all Deinem Malheur freut mich, daß Du auf dem Dohheimer seine Mariann kein Stein werfen tußt. Das verdient sie wirklich net. Das Mädchen hat Dich gern, nur kann sie net, wie sie will, und muß sich ducken. Ich kenn mich unter den Bauern aus, da heißt's: reich bei reich und arm bei arm. Ehnder das auf'm Land anders wird, geht die Welt aus den Fugen. Jetzt will ich Dir mal was sagen, Fried. Aus Deiner Bergählis merkt man's wohl: was Du hast austunken müssen, das sitzt noch in Dir fest. Und bringt keiner mit Gewalt eraus. Der beste Doktor is die Zeit. Du meinst, Du könntest net mehr lustig sein. Kohblik, was sind das für Klausen! Jung und lustig gehört beisammen. Du fängst ja erst zu leben an. Daß Dir den Wind um die Nas' gehn und guck Dich in der Welt um. Hernach wollen wir uns wieder sprechen.“

Es war nicht das erste Mal, daß der Meister den Gesellen ermunterte, auf die Wanderschaft zu gehen. Wenn der Fried von fremden Ländern und Menschen hörte, von volkreichen Städten, von himmelhohen Bergen, von gewaltigen Strömen und gar vom Meer, ergriff ihn ein heftiges Verlangen, all die Wunder zu schauen. Aber das waren nur Stimmungen, die verslogen. Bald besiel ihn wieder die alte Entschlußlosigkeit. Wie in der Lehrzeit ging er frühmorgens auf den Hammersberg, von dessen Gipfel er bei klarem Wetter den Kirchturm seines Dörfchens sah, und es war ihm ein tröstlicher Gedanke, bloß ein paar Bestunden von der entfernt zu sein, die er hoch und teuer hielt, ob sie ihm auch verloren war. —

Eines Abends klopfte der Fried zur gewohnten Stunde an des Meisters Tür. Kathrinlies, die Magd, öffnete ihm und sagte: „Der Herr is emal fortgegangen. Se muß gleich wieder da sein. Komm doch dertweil erein.“

Der Fried folgte der Aufforderung. Während er wartete, leistete ihm die Kathrinlies Gesellschaft. Man konnte ihr acht- und zwanzig, auch dreißig Jahre geben. Sie war eine hübsche

*) Anna Margarete.

Person, blühend und kerngesund. Gebürtig aus dem Schwäbmergrund, ging sie in ihrer heimischen Tracht. Der reich gestickte „Bezel“, die dunkelgrüne Jade, die Röcke aus „geglänzt“ Weiderwand, die von der Hüfte bis knapp an die Knie reichten, endlich die kunstvoll gestickten Strümpfe kleideten sie gar gut. Ihre kleinen Ohren, die die breiten Bänder des Müschens bedeckten, hatten schon viel Schmeichelworte gehört. Indessen konnte sie nicht leugnen, daß sie bei ihren Liebeshändeln schlecht weggekommen war. In ihrem Heimatort, dem Malerdorf Willingshausen, hatte sie einem jungen Künstler geessen. Als dieser abgereist war, folgte sie ihm und kehrte nach Jahresfrist mit einem Büchlein auf dem Arm zurück. Darauf knüpfte sie mit einem Gendarmen ein Verhältnis an. Der hatte bereits Braut und Kind. Was tat die Kathrinlies? Sie bot der Braut ihr Erspartes an und brachte sie zum Verzicht. Jetzt stand ihrer Vereinigung mit dem losgekauften Bräutigam nichts mehr im Wege, und sie heiratete ihn auch. Vier Wochen nach der Hochzeit lag der Gendarm auf der Totenbahre. Die Witwe reiste nun wieder zu ihrem ersten Liebhaber, dem Maler, und erhielt von diesem eine Summe Geldes, freilich nicht groß genug, um davon leben zu können. Darum suchte sie einen leichten Dienst und fand ihn beim Meister Unverzagt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Anzug.

Von Jean Tressor.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Fünf Uhr. Herr Duval ist nach dem Frühstück ausgegangen, um eine geschäftliche Angelegenheit zu ordnen, die in einer, ipäterstens eineinhalb Stunden erledigt sein würde. Trotz dieses feierlichen Versprechens kehrt er aber erst nach vier Stunden heim. Madame, die sich über seine lange Abwesenheit bereits die abenteuerlichsten Gedanken gemacht hat, empfängt ihn in denkbar schlechtester Laune. Er (tut als bemerkte er nichts): „Uff! (setzt sich): Ich bin ein wenig lange fortgewesen.“

Sie (spitz): „Ein wenig! Ein wenig lange! Ich weiß nicht, wo Du gewesen bist, aber allem Anschein nach hast Du Dich nicht gelangweilt.“

Er: „Nicht gelangweilt und nicht amüsiert. Die Schneider gehören nicht zu den besonders interessanten Leuten.“

Sie (erstaunt): „Die Schneider? Mit einem Schneider hattest Du geschäftlich zu thun? Ich dachte, mit Deinem Rechtsanwalt?“

Er: „Mit meinem Rechtsanwalt auch. Aber da die Geschichte in zehn Minuten erledigt war, benutzte ich die Gelegenheit und sprach gleich bei Maligou vor. Ich war gerade in der Gegend und ersparte auf diese Weise einen Gang.“

Sie (skeptisch): „Gestatte mir zu bemerken, daß Du eine Ewigkeit bei Herrn Maligou geblieben bist! Was hattest Du ihm denn so Interessantes zu erzählen?“

Er: „Nichts. Aber den . . . die Muster ansehen . . . die Auswahl . . . Maßnahmen . . . alles das zusammen dauert schon eine ganze Weile. Und dann muß man bei ihm immer eine kleine Erfrischung nehmen! Der Kerl hat jedesmal etwas anderes, was man unbedingt kosten muß! Heute war's Portwein . . . Sehr guter Portwein, nebenbei bemerkt!“

Sie (achselzuckend): „Wirklich? Natürlich wirst Du wieder über Sodbrennen klagen! Ja, was hat es denn für einen Zweck, hier zu Hause Wasser zum Essen zu trinken, wenn Du auswärts den Alkohol in Strömen . . .“

Er: „In Strömen! Oh! Ein Gläschen . . .“

Sie (schroff unterbrechend): „Aber sag' mal: Maßnahmen, Musteransetzen — für wen? doch nicht für Dich?“

Er (versucht zu scherzen): „Warum denn nicht für mich? Glaubst Du etwa, ich suche für jemand anders Anzüge aus?“

Sie (zum Angriff übergehend): „Du hast Dir also schon wieder ein Kleidungsstück bestellt?“

Er (leichtironisch): „Gott! ja . . . Einen Stragenanzug. Bloß einen!“

Sie (ebenso): „Bloß einen? Das war sehr unrecht von Dir! Du hättest Dir gleich ein halbes Duzend bestellen sollen. . . Und dann wundert sich der Herr, daß wir keine Ersparnisse machen!“

Er: „Entschuldige! Ich habe niemals verlangt, wir sollen an Kleidern Ersparnisse machen. Ich kann doch nicht ganz nackt herumlaufen! (Wacht den Aufschlag seines Rockes und zerrt wütend daran) drei Jahre trage ich das Ding da!“

Sie: „Und Dein grauer?“

Er: „Soll ich vielleicht bei solchem Hundewetter im heißen Anzug ausgehen?“

Sie: „Und Dein schwarzer?“

Er: „Oh! Der ist tadellos! Der glänzt wie der schönste Spiegel! Auf der Straße gehen die Damen hinter mir, um in meinem Rücken ihre Toilette zu kontrollieren!“

Sie (schnell): „Wie kannst Du das sehen, wenn sie hinter Dir gehen?“

Er (verlegen): „Ich . . . ich ahne es.“

Sie: „Du hast stets eine Ausrede. (Seufzer.) Selbst wenn Du das Geld vergeudest.“

Er (mit etwas erhobener Stimme): „Kennst Du das vergeuden, wenn man sich das Notwendige anschafft?“

Sie: „Das Notwendige! Natürlich für Dich ist alles notwendig, aber wenn es sich um Deine Frau handelt, oh! Das ist etwas ganz anderes! Für mich ist alles überflüssig!“

Er (versucht ein letztes Mal, die Situation ins Lächerliche zu ziehen, indem er einen Gassenhauer zu pfeifen beginnt.)

Sie (wütend): „Wie nett! Und wie bequem! Leider ändern Deine Dummheiten nichts an der traurigen Wahrheit! Und Du weißt ganz genau, daß ich recht habe! Du brauchst nur etwas im Schaufenster zu sehen, was Dir gefällt, sofort ist Dir der Gegenstand unbedingt notwendig! Alles, was Du Dir wünschst, ist unbedingt notwendig! (Schmerzhaft) Du gehörst leider nicht zu den Menichen, die ihre Launen zu belämpfen verstehen! Wenn aber andere bloß einmal den Mund aufstun, dann . . .“

Er (ironisch): „Andere — das bist Du?“

Sie: „Jawohl, mein Herr. Ich, die bei dem Gedanken zittert . . .“

Er: „Du Aermste!“

Sie (unbeirrt): „Die entsetzt ist, wenn sie daran denkt, Dich bitten zu müssen . . .“

Er (kalt): „Einen Hut für 40 Frank zu kaufen!“

Sie (vor Entrüstung erstügend): „Oh!“

Er (böse): „Oder nicht? Habe ich nicht 40 Frank bezahlt für . . .?“

Sie (hohnlachend): „Na natürlich! Das wollte ich ja! Ich hätte darauf schwören mögen, daß Du die alte Geschichte wieder aufs Tapet bringen würdest! Wegen eines armseligen Hutes . . .“

Er: „Entschuldige! Von welchem Hut sprichst Du? Vom letzten, nicht wahr? Und der vorletzte? Und die anderen? Die vergiffest Du ganz! Ein Strohhut für 100 Frank! (aufspringend) 100 Frank! Für das Geld habe ich zehn Hüte! Mindestens! Mein Anzug kostet keine 100 Frank, und ich werde ihn noch tragen, wenn Du Deinen Hut längst dem Mädchen geschenkt haben wirst. Sie sind unbezahlbar, wahrhaftig, sie sind unbezahlbar, Deine Hüte! (Er tritt vor den Spiegel, droht seinem Spiegelbild mit der Faust und redet es wütend an.) Egoist! Eitelhafter, garstiger Egoist! Gemeiner Geizhals! Widerwärtiger Kerl! Wie kannst Du die Frechheit besitzen, Dir einen Anzug zu bestellen, einen Anzug für 90 Frank — versteht Du? 90 Frank! — während Deine arme Frau, diese arme, bemitleidenswerte Märtyrerin nicht einmal einen Rock hat, um . . .“

Sie (unterbrechend): „Das habe ich nicht gesagt!“

Er: „Du hättest es sagen sollen, da Du es dachtest. Und dann, siehst Du, es gibt Dinge, die man dem Gatten nicht oft genug wiederholen kann, besonders einem Gatten, der in dieser Beziehung so schwermütig ist wie ich! Also los! Genier Dich nicht! Stimme doch das alte Lied an!“

Sie (würdig): „Bist Du fertig?“

Er (hohnlachend): „Oh ich fertig bin? Aber Du würdest ja untröstlich sein, wenn ich schon fertig wäre! Du sagst, Du bist erschreckt, entsetzt bei dem bloßen Gedanken, mir den geringsten Deiner Wünsche unterbreiten zu müssen! Ist es da nicht meine Pflicht, wenn ich nicht ein ganz herz- und gemüthloser Kerl bin, Deine Wünsche zu erraten? Aber warum so ängstlich? Nach sieben-jähriger Ehe ist solche Schüchternheit nicht recht am Platze, zum Teufel! Folge doch meinem Beispiell! Denke ich etwa an Ersparnisse? Also öffne mir Dein Herz, und Deinen Garderobenschrank! Den Garderobenschrank zuerst! Ich weite, er ist leer, total leer! Du hast nichts anzuziehen! . . . Ich habe wenigstens, wie Du soeben sehr richtig bemerktest, einen grauen Anzug. Ich habe auch einen schwarzen Anzug. Die beiden und den, den ich jetzt bestellt habe. Ich bin versehen. Aber Du? Keinen Rock, keine Bluse, nicht wahr? Vielleicht auch keinen Hut mehr? Dem die Mode wechselt ja! Sie wechselt sogar sehr schnell!“

Sie (trommel mit der Fußspitze nervös einen Phantasiemarich): „Fahre nur fort, ich werde Dir nicht antworten.“

Er (schreiend): „Oh! deshalb bin ich ohne Sorge! Ich schwöre Dir, ich bin ohne Sorge! Wenn Du mir heute nicht antwortest, wirst Du mir morgen oder übermorgen antworten, und zwar ohne daß ich Dich darum bitte! Die Gelegenheit dazu wird sich schon finden. Wenn nicht anders, wirst Du sie an den Haaren herbeiziehen. Wie war's z. B. mit dem Theatertrid?“

Sie (verständnislos): „Mit dem Theatertrid?“

Er (spöttisch): „Du erinnerst Dich nicht? . . . Komisch! Denke doch ein Büchlein nach! Nicht? Wirklich nicht? Nun, als ich die beiden Partettpläße brachte, die mir Duhamel für die Premiere seines Stückes gegeben hatte . . . Die Geschichte ist ja noch garnicht lange her! Erst einen Monat! (Seine Frau nachahmend) Eine Premiere? Ja, mein Lieber, da mußt Du schon allein gehen. Ich kann Dich nicht begleiten. Du weißt, ich habe nichts anzuziehen. Meine seidene Bluse ist nicht mehr modern . . . Na, erinnerst Du Dich jetzt?“

Sie (aufspringend): „Das ist aber doch zu stark! War meine Bluse nicht total unmodern? Hast Du nicht selbst zugeben müssen, daß ich sie nicht mehr . . .“

Er (mit einer pathetischen Handbewegung): „Und was beweist das? Das beweist doch nur, daß Du die Sachen nicht schonst, daß Du alles ruinierst, jawohl! Ihr Frauen seid wie die Kinder! Sobald Ihr ein neues Kleid habt, müht Ihr Tag für Tag darin auszugehen, aus Gefallsucht, aus Eitelkeit, damit man Euch bewundert. damit die lieben Freundinnen vor Neid bersten. . .“

Sie: „Ich gehe wahrhaftig viel aus!“

Er (schreiend): „Sechsmal in der Woche mindestens und immer in vollstem Staat, als wenn Du den Großtürken verführen wolltest! Es ist schmachvoll, einfach schmachvoll! Und außerdem, ob Du ausgehst oder nicht, das bleibt sich ganz gleich. Für den ersten besten Ged, der hierher kommt, behängt Du Dich von Kopf bis Fuß mit Spigen, Nüsschen, Bändern, Juwelen. Und alles bloß, um die Leute zu blenden!“

Sie (ruhig): „Gott! wie abgeschmact Du bist, mein Lieber! Die Leute blenden!“

Er: „Nicht? Umso schlimmer! Dann geschieht's, damit man Dir den Hof macht!“

Sie: „Man — das heißt Deine Freunde, nicht wahr? (Bestimmt) Na schön, mein Lieber! Diesen Vorwurf sollst Du mir in Zukunft nicht mehr machen, ich schwöre es Dir! Von heute ab werde ich, wenn einer dieser Herren kommt, unsichtbar bleiben oder noch besser, ich werde ihn empfangen. . . da! . . . in diesem prächtigen Morgenrod! Der hat Dich hoffentlich nicht ruiniert? Fünfzehn Frank hat er im Ausverkauf gelöst! Und ich werde meine Spigen, Nüsschen, Bänder und Juwelen für meine Freundinnen behalten. Auf die Weise werde ich halb soviel Geld vergeuden, wie bisher, und Du kannst Dir etliche Anzüge mehr bestellen.“

Er: „Da sind wir ja glücklich wieder bei meinem Anzug angelangt! (Auf die Uhr sehend): Na wenn es Dir Spaß macht, können wir ja morgen weiter darüber sprechen. Heute Abend erwarte ich Duhamel zum Essen, und Du würdest mir einen großen Gefallen tun, wenn Du Dich jetzt ankleiden wolltest.“

Sie (kategorisch): „Nein!“

Er: „Wie? Nein?“

Sie: „Nein!“

Er: „Bitte, keine Kindereien! Geh und . . .“

Sie: „Nein! Ich werde in meinem Zimmer bleiben, oder Dein Freund muß mich so nehmen, wie ich bin. Deine Verhältnisse gestatten mir nicht, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen, um mich für den ersten besten Ged, der hierher kommt, zu putzen!“

Er (sieh die Haare raufend): „Und alles das wegen dieses einen verfluchten Anzugs!“

Sie (nachlässig): „Ich glaubte, wir wollten heute nicht mehr davon sprechen?“

Er (versöhnlich): „Geh, zieh' Dein blaues Kleid an!“

Sie: „Weder das blaue, noch das rote, noch das grüne! (Sehr ernst) Du begreifst: Heute — Duhamel, morgen — Paul, übermorgen — Jacques. . . Wenn ich dieser Leute wegen, die mir höchst gleichgültig sind, meine Kleider auftrage, was bleibt mir dann noch, um meine Freundinnen zu empfangen, von denen ich beneidet und nicht bemitleidet werden möchte? Mag man mich auf der StraÙe in meinem alten, unmodernem Mantel sehen — meinerwegen! Hier zu Hause aber will ich wenigstens . . .“

Er (sieht von neuem auf die Uhr, bestürzt): „Halbsieben! Bitte, zieh Dein blaues Kleid an! Ich werde Dir dafür auch einen . . . einen neuen Mantel kaufen.“

Sie (ungläubig): „Deine Versprechungen!“

Er: „Mein Wort!“

Sie: „Ehrentwort?“

Er: „Mein Ehrentwort! (Da sie sich nicht rührt) Willst Du das Geld sofort?“

Sie (plötzlich strahlend): „Nicht nötig! Ich brauche es erst morgen, wenn man ihn bringt.“

Er (verständnislos): „Wen?“

Sie (harmlos): „Wen? Na, den Mantel! Ich habe ihn schon bestellt! (Fällt ihrem Gatten um den Hals und bricht in Lachen aus.) Die Geschichte mit Deinem Anzug kam mir sehr gelegen!“ —

Kleines feuilleton.

e. Uneheliche als Richter. Das Mittelalter mit seinem Zunftgeist und seiner kastenmäßigen Abgeschlossenheit schuf nicht nur aus sich selbst heraus jene große Schar heimatloser und unehelicher Elemente, die damals die Landstraßen Deutschlands und der Schweiz bevölkerten, sondern zwang auch diese jenseits des geltenden Rechtes stehenden sich eigenes Recht und eigene Gesetze neu zu schaffen. So sehr war für die fahrenden Leute, welche das Mittelalter so unendlich differenzierte, die Notwendigkeit des engsten Zusammenhanges gegeben, daß selbst die Stadt- und Reichsgewalten die Organismen der Fahrenden und unehelichen Leute anzuerkennen gezwungen waren. Besonders der Süden Deutschlands war der Sitz mehrerer dervartiger Organisationen, und eine der eigenartigsten derselben bestand während des 14. bis 17. Jahrhunderts in Basel unter dem Namen des **Kolnberger Gerichts**. Hier in Basel hatte außerhalb der Stadt, dort bei der Wohnung des Henkers, eine große Zahl jener unehelichen Elemente, die sonst überall im Reiche auf das Härteste mit Strang und Pranger ver-

folgt wurden, Duldung und Heimat gefunden. Und nicht nur Duldung, sondern auch Gelegenheit, durch ehrliche Arbeit ihr Leben zu fristen und damit die Möglichkeit, ohne Bettel und Diebstahl ihren Hunger zu stillen. „Zuo Basel habet wir ein völklin, die nennt man die freytsknaben, das sint von stat verordnete sadträger, die die frucht der obrkeit uff die lästen (d. h. Kornböden) tragen,“ schreibt der Chronist Nüss im 16. Jahrhundert über die Bewohner dieser Unehelichentonie. Die Mehrzahl derselben beschäftigte sich also von altersher als Sadträger und sonstige Gelegenheitsarbeiter. Unter Freytsknaben, Freyhardsbuben verstand das Mittelalter all jene Menschen, die keine Heimat und keinen Herren hatten. Sie wurden sonst überall wie Hunde geheßt und getrieben. So heißt es in einem Beschlusse des schwäbischen Bundes 1490, „es sollen die Bundesverwandten darauf halten, keine freyhardsbuben zu hegen, sondern wo sie betreten werden, sie aus dem Gebiete des Bundes hinaus-schaffen.“

In Basel standen die geduldeten Freyhardsbuben natürlich in keinem Rechtsverhältnisse zur Stadt selbst, sondern unmittelbar unter dem Vogte, der bis 1386 Reichsvogt gewesen war. Sie waren befreit von allen bürgerlichen Lasten, Wachten und Diensten, und durften nicht vor die Baseler Gerichte gezogen werden. „Do sind sy befristet, das sy weder hietten noch wachen dörffen wie andere burger oder hinderlassen. So man ihnen umb geltschulden oder ander anspreden für gericht bieten loht, sind sy zuo ersheimen nit schuldig, so mag mar sy umb geltschulden auch nit in gesangenschaft legen.“ Auch sonst machte das damalige strenge Rechtsverfahren ihnen gegenüber eine Ausnahme. „Wo sy mit jemand zuo unriben komen, mit ime rupfen und kein messer zuden, sind sy frävels frey.“ Als Uneheliche und ihrer ganzen sozialen Stellung nach, von der es in der Chronik heißt: „Buben, die weder messer noch deggen und auch kein hosen tragen“ oder „freyheiten, die da ohne messer und hosen gehen,“ hatten sie keine Ehre, und was von Ehrverletzung ihnen gegenüber oder untereinander keine Rede. Daher bestimmte eine Ratsverordnung von 1406, „daz die Buben, die weder make, messer noch tegeu und auch kein hosen tragend, daz die kein unguete gegen einander beschulden mögent, so sy einander mit füsten schlagen und trudenen streichen, ob sy doch schnidmesser trügent und die nüt uszügent.“

Die Freystätte am Kolnberg wurde wohl ganz von selbst im Laufe der Zeit auch zur Gerichtsstätte für die aus der bürgerlichen Gesellschaft Ausgesetzten. Der Ursprung des Gerichtes verliert sich, wie so vieles in der Geschichte, im Dunkel der Vergangenheit. Ueber die Kompetenz dieses Gerichtes sagt die Ratsordnung von 1469 ziemlich erschöpfend, „Unzuchten und Frebel mit Worten und Werken, begangen von Blinden, Lahmen, Silern, Stirnenstöhern, Nachrichtern, Todtengräbern und deren Knechter soll der Vogt richten, wie es in dem roten Buche steht und von Alters Herkommen ist.“ In der Hauptsache war es wohl ein Frebel- und Buhgericht für Henker und deren Sippe, denn Nüss, der als Augenzeuge diesem Gerichte beizuhnte, sagt, „vor diesem gericht rechtfertigen die scharpfrichter und salbo honore die schinder einander, und wan ein erlicher man mit iren einen ansproch bekäme, so miest er sy doselbsten anklagen.“

Der Ort des Gerichtes befand sich außerhalb der Stadtmauern. „In Basel wohnt der nachrichter und seine gespannen, wie auch die todtengräber, uff einem berg, der kolnberg genannt. An selbigen ort vor des nachrichters hauß stohet der schranlen unter einer linden, do man diß gericht haltet.“ Das Rechtsverfahren schloß sich im allgemeinen dem damals üblichen an, nur vollzog es sich unter einer starken Beeinflussung des Baseler Blutvogtes, der die Aufsichts- und Appellationsinstanz für das Gericht bildete, und unter einer Reihe teils lächerlicher, teils erniedrigender Formalitäten, wie wir solche im Mittelalter oft finden.

Der älteste und oberste der Freyheitsknaben fungierte im Gerichte als Richter und führte den Stab, sechs andere bildeten die Schöffen. Die äußere Form des Gerichtes war seltsam genug. Nüss schreibt: „derselbig richter muoß alle zeit, so lange er zuo gericht sitz, es sey sommer oder winter, den rechten jehentel bloß in einem neuen zuber mit wasser haben, und alle und iede gerichtstag muoß man ime ein anderen zuber lauffen, der nie brought worden sey. Die andern 6 richter sitzen mit dem rechten jehentel bloß.“ Ebenso seltsam war der Name, den Richter und Schöffen führten: sie hießen nämlich ein für allemal Lamprecht. „Lamprecht, Du Richter,“ so redete man den Richter an, wie auch dieser die mit dem Urteil zurückkehrenden Schöffen frag: „Lamprecht, weß hast du dich bedacht?“ Der Gebrauch dieser Dedadresse mochte bei der Anrüchigkeit und Vergangenheit vieler dieser Richter und Richter seinen guten Grund gehabt haben. Der Vogt und die Amtleute nahmen als Zuschauer und Berater am Gerichte teil, mit der Selbstständigkeit des Urteilsfindens scheint es dabei nicht weit her gewesen zu sein. Was Nüss darüber schreibt, läßt wenigstens tief genug blicken. „Dieweil nun dise, als schlechte leuth, gewiß zuo urteilen zuo schlecht und unversündig, so sind die geschwornen ampteleuth und procuratores der stat Basel zuogegen, die tragen den parteyen klag und antwort für. Der blutsvogt stohet hinder dem richter am schranlen und die zwei elstien ampteleuth neben dem vogt, die zwei jüngerer ampteleuth hinder den sechs urteilsprechern. Der vogt unterwilt den richter, was er thun und lassen soll.“

Einige der Fälle, über die im Gericht geurteilt wurde, hat und die Geschichtsschreibung erhalten; sie finden sich bei Osenbruggen. So klagte 1559 Meister Pauli, der Henker, wider einen anderen

fremden Nachrichten Scheltworte halber. Im Januar 1586 wurde eine Sache zwischen Meister Gögge, dem Scharfrichter von Ulmrich, und Wendelin Vollmar, dem Wajenmeister von Schoppsheim, verhandelt. Am 5. März wurde in dieser Sache das Endurteil gesprochen und der Wajenmeister in den Hesturm gelegt.

Wie weit sich der Gerichtsbezirk erstreckte, ist nicht bekannt. Weit genug hin mochte es sein. Schnell sagt darüber in seinem „Wajel im 14. Jahrhundert“: „Auch die Kobeit, auch die Unordnung selbst muß das Gewand der Ordnung anziehen, rechtslos zwar streift der Spielmann durch die Welt und der Wube „ohne Messer und Gose“ und die fahrenden Frauen und Töchter, aber doch harrt ihrer zu Wajel auf dem Kolenberge eine Gerichtsstätte, wo sie, woher sie kommen, wohin sie ziehen mögen, Recht nehmen und Recht geben.“

Nach alter Sitte, wo nach gefälligem Urteil Tisch und Bänke umgestoßen wurden, stieß man auch im Kolenberger Gerichte die Zuber um. Ebenso fehlte der übliche Trunk nach Schluß des Gerichtes auch hier nicht, den der Vogt dem Richter und den Besitzern zu spenden hatte. Mindestens mußte er jedem derselben ein Viertel Wein reichen, auch die Amtsleute und Prokuratoren freigehalten. Dafür bezog der Vogt dann auch die Sporteln und Bußen des Gerichtes, die auch hier, beim Gericht der Ärmsten der Armen, nicht fehlen durften. —

Die schnellsten Tiere der Welt. Im „Kosmos“ (Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) lesen wir: Wenn alle Vierfüßler der Erde zu einem Wettlauf zusammentraten, so würde die Gazelle den ersten Preis davontragen, die in der Sekunde 27 Meter (allerdings nur während kurzer Zeit) zu durchreiten vermag. Dann das Rennpferd mit etwa 25,3 Meter (Maximalleistung), während der schnellste Hund der Welt, der russische Wolfshund, 25 Meter in der Sekunde läuft. Für den Rennsport gezogene englische Windhunde machen in der Sekunde 18 bis 23 Meter. Ein Fuchshund durchlief 4 englische Meilen (à 1609 Meter) in 360,5 Sekunden, legte also in der Sekunde 18 Meter zurück; englische Hühnerhunde sollen 25 bis 30 Kilometer in der Stunde machen, in der Sekunde mithin 7 bis 8 Meter, diese Schnelligkeit aber 2 bis 3 Stunden lang aushalten können. Nach Hayes vermögen die halbwildten Eskimohunde stündlich 15 Kilometer hinter sich zu bringen, und dieser berühmte Polarfahrer legte selbst im Hundeschlitten 11 Kilometer in 28 Minuten zurück. Nach dem Windhunde folgt das Durchschnittsrennpferd mit etwa 1200 bis 1300 Meter in der Minute; der Hase soll es unter Umständen bis zu 1080 Meter bringen, während ihm für gewöhnlich bloß 400 Meter zugewilligt werden. Dann kommen die Giraffe mit 900, der Tiger mit 860, das Renntier mit 850 und der Wolf mit 570 Meter. Dieser Stammvater des Hundes ist ein vortrefflicher und ausdauernder Läufer; verfolgt oder von Hunger getrieben durchläuft er 80 bis 100 Kilometer in einer Nacht, und es gilt als unmöglich, einen ausgewachsenen Wolf auf der Flucht einzuholen. Wölfe verfolgten einen englischen Radfahrer, dem sie auf ebener Landstraße fünf Viertelstunden auf den Fersen blieben, dabei 28 (englische) Meilen zurücklegend: das sind 36,05 Kilometer für die Stunde und 10,01 Meter für die Sekunde. — Von den Vögeln hält der Reford unsere Turmschwalbe (Mauersegler) mit rund 494 Kilometer in der Stunde (137,5 Meter in der Sekunde). Ihr am nächsten kommt der virginische Regenpfeifer mit 415 Kilometer (115 Meter); dann folgt der Wander- oder Lerchenfalle mit 269 Kilometer (74 Meter). Zum Ueberbringen von Nachrichten abgerichtete Schwalben sollen eine Geschwindigkeit von 240 bis 245 Kilometer (67 bis 68 Meter) erreichen, während der schnellste Driestaubenflug, den Gatte auf Helgoland beobachtete, 185,5 Kilometer in der Stunde (51 Meter in der Sekunde) betrug. Der Strauß legt, indem er mit den Flügeln nachhilft, in der Sekunde 33 Meter zurück. — Unter den Fischen ist der schnellste der Delfin, der in der Stunde 37 Kilometer (10,29 Meter in der Sekunde) durchschwimmen kann; in ziemlichem Abstand folgen dann der Lachs mit 24 Kilometer (6888 Meter) und der Hering mit 22 Kilometer (6172 Meter). —

ie. Der Kampf des Flugdrachens mit dem Wetter. Die Ausnutzung des Flugdrachens für die Erforschung höherer Schichten des Luftmeeres ist von den Vereinigten Staaten von Amerika ausgegangen, hat aber durch ihre Erfolge die Aufmerksamkeit so zwingend auf sich gelenkt, daß in Deutschland auch schon seit nunmehr sechs Jahren an verschiedenen Stellen mehr oder weniger regelmäßige Arbeiten mit dem Flugdrachen unternommen werden. Immerhin scheinen die Hoffnungen in dieser Hinsicht doch keine volle Erfüllung gefunden zu haben, denn der Flugdrache hat seine Raunen und sträubt sich augenscheinlich dagegen, daß er seine bevorzugte Stellung als Kinderpielzeug mit der eines Dieners der Wissenschaft vertauschen soll. Den Drachenaufstiegen setzen sich oft Hindernisse entgegen, die ihre Ergebnisse wesentlich beeinträchtigen, und zwar sind es in der Hauptsache unerwartete Witterungsverhältnisse, die zu Schwierigkeiten und Unfällen führen. Zum ersten Mal hat jetzt der technische Assistent am königlichen Aeronautischen Observatorium, Kurt Wegener, in den „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen“ eine Zusammenstellung der Witterungsverhältnisse gegeben, die den Erfolg der Drachenaufstiege wesentlich herabmindern. Wenn die Stärke des Windes mit der Höhe zunimmt, wie es im allgemeinen der Fall ist, so geht oft der ganze Apparat verloren. Während unten am Erdboden vielleicht fast völlige Windstille herrscht, so daß man sich stundenlang abmühen muß, einen Drachen genügend hoch steigen

zu lassen, wird er dann plötzlich von einem derartigen Sturm ergriffen, daß man froh sein darf, ihn überhaupt noch glücklich wieder herunterzubringen. Nur allzu häufig reißt dabei der Draht, und der Drache ist verloren. Die Vorrichtungen, die man erfunden hat, diese Schwierigkeiten zu überwinden, haben sich nicht sonderlich bewährt, und die Schilderung der dahin zielenden Versuche macht einen etwas tragikomischen Eindruck. Es kommt nun auch vor, daß der Wind aufwärts abnimmt, und dann steigt der Drache über eine gewisse Höhe nicht hinaus. Hier kann sich der Aeronaut, wenn er mit einer großen Anzahl von Drachen gleichzeitig arbeiten will, einigermassen helfen. In jedem Fall wird er auf dem Lande diesen Widrigkeiten der Witterung selten wirksam begegnen können, während die neuerdings mit großer Energie aufgenommenen Drachenaufstiege von einem fahrenden Schiff aus bessere Ausichten bieten, ihrer Herr zu werden. Damit aber sind die Klagelieder des Drachenerperimentators noch lange nicht erschöpft. Es ist weiterhin für ihn sehr unangenehm, wenn auch die Windrichtung in höheren Luftschichten wechselt. Werden diese Winddrehungen bedeutend oder schnell und sprunghaft, so gibt der Drache das Rennen auf und steigt nicht weiter. Ganz besonders fatal sind die von dem Drachen ausgeführten Kopfsprünge, die scheinbar gar nicht von der Güte des benutzten Apparates abhängig sind. Sie sind eine sehr häufige Erscheinung, denn in einem halben Jahr verzeichnet das Tagebuch des Observatoriums etwa ein Duzend solcher Fälle. Am häufigsten pflegen die Kopfsprünge der Drachen an der oberen Wolkgrenze zu sein, wo eine Kollision der Strömungen des Luftmeeres auftritt, und Wirbel entstehen, die entweder den Drachen kopfüber herunter stürzen oder ihn vom Draht abreißen und entführen. Im letzteren Fall werden die Versuche unter Umständen recht lustig, falls der Drache mit einigen tausend Metern Klavierseilendraht abgeseilt. Noch begreiflicher werden die Unfälle, wenn ein Drache in eine aus Schnee oder Eisnadeln bestehende Wolke gerät. Schlägt sich der Wolkeneinhalt als Raufreif oder Eis auf dem Drachen nieder, so ist es gewöhnlich mit dem Aufstieg zu Ende. Das einzige Mittel, das es dagegen gibt, ist der Versuch, den Drachen so schnell durch derartige Wolkenschichten hindurchzuziehen zu lassen, daß es zu einem erheblichen Ansat von Reif nicht kommt. Jedenfalls werden die Drachenaufstiege im Herbst und Frühjahr trotz der dann herrschenden Gunst der Windverhältnisse durch die Eisklößen sehr behindert. —

Medizinisches.

hr. Verletzungen des Auges mit Tinte. Verletzungen des Auges durch die Schreibfeder können in mehrfacher Hinsicht schädlich werden. Die Feder setzt natürlich in der Regel eine kleinere oder größere Wunde. Ist die Feder rostig, so kann eine schwere eitrige Entzündung der Hornhaut — dies ist meistens die betroffene Stelle — eintreten, ja, allgemeine Blutvergiftung sich anschließen, aber auch die Tinte selbst kann unter Umständen schädlich wirken, zum mindesten veranlaßt sie, wenn sie in die Wunde gelangt, eine Schwarzfärbung derselben. In der Wiener Augenklinik sind aber auch schwere Fälle beobachtet worden. Man hat dort öfters wahrgenommen, daß Stichverletzungen der Hornhaut mit der gebräuchlichen Eisengallustinte unter Umständen schwere eitrige Entzündungen der Hornhaut erregen können, und man hat dies auch experimentell festgestellt. Es hat sich dabei ergeben, daß die Ursache der Entzündung in dem brandigen Absterben des Gewebes der Hornhaut liegt, durch die in der Tinte enthaltenen Eisensalze oder deren Säurebestandteile. Weniger schädlich wie die Eisentinten sind die Anilintinten für das Auge. Sie sind nur dann schädlich für dasselbe, wenn sie einen Zusatz irgend einer Säure enthalten. Sonst wirken sie nicht entzündungs- oder branderregend auf die Hornhaut. —

Humoristisches.

— **Schönes Verhältnis.** „Wie leben Sie mit Ihrer Frau?“
„O, wir pflegen uns den ganzen Tag gegenseitig zu bedauern!“ —

— **Im Wirtshaus.** A.: „Wie sich die beiden Wirtstöchter gleichen!“

B.: „Ja — da weiß man niemals, ob sie Zwillinge sind, oder ob man zu viel getrunken hat!“ —

— **„Sei Färd“ (Sächsisch).** Zwei Engländer, die abends in einem Restaurant im Mittelpunkte von Leipzig zu verkehren pflegten, bedienten sich sehr häufig der vor dem Restaurant haltenden Nacht-droschken zur Heimkehr. Sie waren deshalb den dort stationierten Droschkenfutschern längst wohlbekannt. Der eine wohnte in Gohlis, der andere in Connewitz — zwei Vorstädten, die genau in entgegengesetzten Richtungen liegen.

Eines Nachts nun steigt der Gohliser Engländer — der Connewitzer war verreist — ohne weiteres in eine der Droschken ein, und diese fährt ab. Als sie nach reichlich halbstündiger Fahrt endlich hält, steigt der Engländer aus und, da ihm die Gegend unbekannt vorkommt, fragt er verwundert: „Wo sind wir, Kutscher?“ — „Ru, in Connewitz!“ sagt der. „Ich wohne doch aber in Gohlis!“
„Ei Dummerliichen! . . . Na, entschuldigen Sie nur! Mei' Färd hat Sie fir den andern Engländer gehalten!“ —
(„Fliegende Blätter“.)